



Léa Cohen

Das Calderon Imperium

Roman

Übersetzt von Thomas Frahm

ISBN: 978-3-552-05490-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05490-5>

sowie im Buchhandel.

Ein blauer Briefumschlag mit Schleife blinkte in der rechten unteren Ecke des Bildschirms. »You've got a mail«, meldete die virtuelle Butlerstimme. Eva klickte auf das blinkende Icon und las:

»Eva, bist du gut angekommen? Wie geht es dir? Warum meldest du dich nicht? Es küssen dich Lora und Lisa«

Sie würde ihren beiden Freundinnen schon sagen, warum sie sich bisher nicht gemeldet hatte. Dabei stellte sie sich vor, dass diese Nachricht aus achttausend Kilometern Entfernung durch einen Stecker in der Wand zu ihr gelangt war. Vielleicht war es gerade diese gewaltige Entfernung, die ihr den Wert freundschaftlicher Nähe noch einmal deutlich machte, denn im Gegensatz zur Familie, in die man hineingeboren wurde, war der Mensch für seine Freunde selbst verantwortlich. Eva hatte kein Glück in der Liebe gehabt; dafür hatte das Leben sie mit wirklichen Freunden beschenkt. So etwas war Schicksal. Manchmal konnte man den Eindruck gewinnen, dass dieses Schicksal einem immer genau die Menschen als Freunde schickte, die man brauchte, um mit irgendetwas im Leben fertig zu werden. Lisa und Lora waren ihr auf diese Weise geschickt worden, durch Umstände, die weder von ihr noch von ihnen abhingen. Doch diese Freundschaft war nichts weniger als eine Zufallsbekanntschaft, da sie gewissermaßen schon vor ihrer Geburt festgestanden hatte.

In Evas Weltbild gab es keine Zufälle. Alles, was geschah, war für sie determiniert. Selbst das absurdeste Zusammenreffen versuchte sie logisch herzuleiten und zu erklären, weil sie fest davon überzeugt war, dass alles, was als Zufall er-

schien, dem Zahlenspiel einer höheren Macht entsprang und sich bei genauerem Betrachten als Ergebnis einer ausgeklügelten Berechnung herausstellte. Überrascht waren die Menschen nur deshalb, weil sie nicht begriffen, wie ein Ereignis entstand, und so redeten sie der Einfachheit halber von Zufall oder Schicksal. Es ist gut möglich, dass sich zwei Menschen über einen langen Zeitraum ständig verfehlen, weil sie einander nicht bemerken, einander nicht auffallen; doch in einem ganz bestimmten Moment, sei es nun durch eine besondere Konstellation ihrer Aminosäuren oder ihrer Hormone, messen sie ihrem Zusammentreffen, das auch viele Male vorher hätte stattfinden können, besondere Bedeutung bei und nennen es einen »glücklichen Zufall«. Sogar die so genannte Liebe auf den ersten Blick erklärte Eva sich als Folge bestimmter chemischer Reaktionen, das Verschwinden der Liebe als Ende der Reaktion. So materialistisch sich diese Theorie anhörte, so sehr gefiel sie Eva in ihrem provozierend unromantischen Ansatz.

Zurück zu Evas Freundschaft mit Lisa und Lora, die insofern vorbestimmt war, als ihre drei Väter eng befreundet waren. Evas eigener Vater, der Notar und Rechtsanwalt Teodor Marinov, verkehrte mit Onkel Jacques und Onkel Robert, so lange Eva denken konnte. Der eine war in Marinovs Alter und seit Kolleg-Zeiten mit ihm befreundet, der andere zehn Jahre jünger und aufgewachsen im Arme-Leute-Viertel der Minderheiten am damaligen Stadtrand Sofias, das den türkischen Namen Jutchbunar (Fünfbrunn) trug. Beide ersetzten den Marinovs die Verwandten, die über die ganze Welt verstreut lebten. Dadurch, dass Eva die beiden Männer mit »Onkel« anredete, wurde die Illusion fast vollkommen. Zudem erhöhte diese Selbsttäuschung ihr Gefühl der Sicherheit

und Geborgenheit, was in den Zeiten, in denen sie aufwuchs, kein geringes Kapital war.

Die Freundschaft Teodor Marinovs mit Jacques und Robert erwies sich als verblüffend widerstandsfähig gegen alle Bilden und Unbilden des Schicksals, das zwar harte Prüfungen für jeden der drei schickte, gleichzeitig aber alles tat, um sie beisammen zu halten, indem die jeweils Verschonten dem Betroffenen aus der Patsche halfen. Das war natürlich nicht immer möglich, vor allem wenn am Pokertisch des Schicksals Spieler mit gezinkten Karten auftauchten.

Beim Heiraten gaben sich die drei die Klinke zum Standesamt beinahe in die Hand. Als erster heiratete Jacques, der Jüngste im Bunde, Tante Amalia; im Jahr darauf taten es ihm die beiden anderen, die schon als alte Junggesellen abgeschrieben worden waren, nach und erweiterten die Verwandtschaft um die schöne und elegante Tante Elisabeth und ihre eigene künftige Mutter Newena. In den kommenden zwei Jahren wurden allen dreien Töchter geboren. Als letzte erblickte Eva das Licht der Welt.

So sah das nähere Umfeld in Evas Leben aus, wie es sich ihrer kindlichen Naivität und Einfalt darstellte.

»Ihr Lieben! Bin wohlbehalten in New York eingetroffen, habe aber noch nichts unternommen. Ab morgen wird gehandelt!! Es küsst euch eure E.«

Sie klickte auf die Schaltfläche mit der Aufschrift »Send« und wartete, bis der Computer »Ok« anzeigte. Für heute reichte es, fand sie. Und zum ersten Mal seit ihrer Ankunft sollte sie ruhig einschlafen. Sie ließ den Computer eingeschaltet. Er gab ein leises, angenehmes Brummen von sich, das ihr wie das Schnurren einer Katze vorkam.

In New York sollte Eva die Adresse eines Mannes sowie ein Bankkonto ausfindig machen. An der Adresse des Mannes war ihre Freundin Lora interessiert; Lisa gehörte kraft Erbschaft letztlich alles, was sich auf diesem Bankkonto befand. Beide, sowohl die Adresse als auch das Bankkonto, konnten das Leben ihrer Freundinnen entscheidend verändern, und vielleicht auch das ihre. Die Angelegenheit mit der Adresse war delikat, und Eva musste all ihr diplomatisches Geschick einsetzen. Was das Bankkonto betraf, so hatte sie keinen Schimmer, ob und wie sie überhaupt daran kommen sollte; doch sie wollte wenigstens nichts unversucht lassen.

Alles hatte begonnen an einem Tag, an dem Eva den Brief eines alten Freundes ihres verstorbenen Vaters bekam. Auf dem Briefumschlag aus einfachem Papier war eine Reklame der Air France aufgedruckt; der Stempel auf der Briefmarke trug den Absender Paris. Eva sah sich den Stempelabdruck an und bemerkte, dass das Absendedatum schon fast zwei Monate zurücklag. Wer konnte ihr nur aus Paris einen so dicken Brief schreiben? Der Verfasser hatte ihre Anschrift sorgfältig in lateinischen und noch einmal in kyrillischen Druckbuchstaben auf den Umschlag geschrieben; dennoch war zu erkennen, dass es eine altmodische Handschrift war. Sie öffnete den zerknitterten Umschlag, und heraus fielen ein Dutzend eng beschriebene Blätter eines Briefpapiers, wie man es in billigen französischen Hotelzimmern findet. »Dorogaya Evotchka«, redete der Absender sie auf Russisch an. Das half ihrer Erinnerung auf die Sprünge. In ihrer Kindheit hatte es einen einzigen Menschen gegeben, der sie so angeredet hatte.

Der Brief war in reinem und gutem Bulgarisch verfasst.

Hie und da hatte sein Verfasser ein paar altmodische französische Wendungen eingestreut, wie sie auch ihr Vater einst gebraucht hatte. Eva hatte ihren dritten Onkel, Alexej, aus ihrer Erinnerung verdrängt gehabt, und nun war sie überrascht, dass er nach Jahrzehnten wieder auftauchte.

Der Brief enthielt eine kurze Beschreibung dessen, was in den vergangenen vierzig Jahren mit dem einstigen Freund ihres Vaters geschehen war. Es war eine traurige Erzählung. Fast auf jeder Seite berichtete der Schreiber von jemandes Ableben. Zuerst war seine erste Frau Marie gestorben, dann Nicole, seine älteste Tochter, dann sogar – bei einem Autounfall – seine erst siebzehnjährige Enkelin Angéline. Danach starb auch Olga, seine zweite Frau, und schließlich Nikolai, sein Sohn. Am Leben blieb nur Anastasia, seine jüngere Tochter, doch sie war vor mehr als vier Jahren nach Brasilien ausgewandert; seither hatte er von ihr kein Lebenszeichen mehr erhalten. Seine dritte und letzte Frau, Élodie, eine junge Mestizin, die Alexej von einer Reise zur Île Maurice mitgebracht hatte, hatte sich an den Lärm und Dreck von Paris nicht gewöhnen können und war irgendwann auf ihre Insel zurückgekehrt.

Für Eva waren das vollkommen unbekannte Namen. Die russische Seele Onkel Alexejs hatte also in der Ferne keine Ruhe, keinen Hafen gefunden. Am Ende seines Briefes schrieb Alexej, dass ihm wohl kein anderer Trost bleibe, als noch einmal die Gräber der Lieben aus seiner Vergangenheit zu besuchen. Daher habe er den Wunsch verspürt, nach so langer Zeit noch einmal nach Bulgarien zu kommen, um Blumen niederzulegen und sich von den Verstorbenen zu verabschieden, die ihm einst so teuer gewesen seien. Als einziges Verbindungsglied zu ihnen habe sich Eva herausgestellt.

Durch Nachforschungen im bulgarischen Konsulat sei es ihm gelungen, in den Besitz eines Telefonbuchs zu gelangen, das ihre Adresse enthielt. Er plane die Reise nun im Frühjahr, und da er keine Zeit zu verlieren habe, wolle er sie auch dann antreten, wenn er von ihr keine Antwort erhalte. In Sofia eintreffen wolle er am fünfzehnten April.

Eva griff nach dem Briefumschlag, drehte ihn um und fand auf dem Rücken den Eingangsstempel der Sofioter Post: 12. April! Sie erschrak, der fünfzehnte April, das war morgen.

7

Onkel Alexej war ein groß gewachsener Mann mit blauen Augen und einem dichten blonden Bart gewesen. Was sich Eva noch stärker eingepägt hatte, das war seine tiefe Bassstimme. In ihren Erinnerungen war er eng mit dem Weihnachtsfest verbunden. Da kam der stattliche Russe, in einen schönen roten Kittel, hohe Stiefel und eine rote Mütze gekleidet, mit einem großen Sack über der Schulter ins Haus und machte Bescherung für Lora, Lisa und sie. Evas Mutter lud die beiden Mädchen zu Weihnachten immer ein, obwohl es gar kein jüdisches Fest war. Trotz des weißen Wattebartes, der sein Gesicht fast vollständig verdeckte, bemerkte Eva bald, dass sich das Kostüm des Weihnachtsmanns nicht besonders von dem unterschied, mit dem Onkel Alexej als Mitglied eines russischen Liederensembles auftrat. Und der Sack mit den Geschenken darin glich ganz und gar dem, den Mama immer aus dem Vorratsraum holte, wenn Mango mit dem Brennholz für den Winter kam.

Im folgenden Jahr spielte Eva mit vollem Bewusstsein bei der Weihnachtscamouflage von Onkel Alexej mit. Sie über-

trieb sogar ein bisschen ihre Begeisterung über sein Erscheinen und war glücklich, dass sie – und nicht Lisa oder Lora – ihn enttarnt hatte, obwohl sie die Jüngste war. Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit ihrer Annahme war die Tatsache, dass Jahr für Jahr, kaum hatte der Weihnachtsmann mit dem Wunsch »Gesundheit, gute Schulnoten und immer schön gehorsam sein« seine Mission beendet und das Haus verlassen, urplötzlich Onkel Alexej auftauchte. Er klingelte an der Haustür und sagte beim Eintreten jedes Mal: »Ich hab da einen alten Mann hinausgehen sehen! Nun wollen wir doch mal sehen, ob meine Geschenke nicht schöner sind als seine!« Ja, seine Geschenke waren schöner, aber, wie Eva mit einem prüfenden Blick nach unten feststellte: Seine Stiefel waren dieselben.

Onkel Alexej war ein Abkömmling jener Russen, die sich in Bulgarien unter der Bezeichnung »Weißgardisten« angesiedelt hatten. Ob Alexejs Vater, der mit seinem damals achtjährigen Sohn nach 1920 nach Bulgarien emigriert war, tatsächlich einmal in der Weißen Garde gekämpft hatte, war eine Frage, auf die Eva niemals eine Antwort erhielt. Für sie war er wie Onkel Robert, Lisas Vater, einfach ein Schulfreund ihres Vaters.

Eva war von klein auf eine gute Beobachterin gewesen, und so entging es ihrer Aufmerksamkeit nicht, dass die Erwachsenen sich im Umgang mit den Freunden ihres Vaters äußerst vorsichtig verhielten, ja, ihnen sogar auswichen. Vielleicht wurde die Bindung zwischen Alexej, Robert, Jacques und der Familie Marinov auch deshalb so eng. Worüber sie sich sehr wunderte, das war, dass weder Onkel Robert noch Onkel Alexej zur Arbeit gingen, und das, obwohl sie zumindest von Alexej wusste, dass er ebenso Jura studiert hatte

wie ihr Vater. Im Unterschied zu den beiden Onkels nahm ihr Vater jeden Morgen seine abgewetzte Ledertasche und machte sich damit auf den Weg zum Gericht. Nachmittags gegen fünf Uhr dann ging er zum Gebäude der Handelskammer, wo er sich mit drei Kollegen ein kleines Büro teilte. Ein paar Mal hatte Marinov seine Tochter dorthin mitgenommen. Wenn sie das steile Treppenhaus erklimmen oder durch das Labyrinth der Gänge liefen, hielt sich Eva immer ganz eng an den Arm ihres Vaters und ließ seine Hand keine Sekunde los. Die Treppengeländer waren an vielen Stellen gebrochen, der Verputz bröckelte von den Wänden. Es gab viele feuchte Stellen, auf denen sich Schimmel bildete. Offenkundig war niemand da, der dieses Gebäude in Schuss hielt. Vor den Anwaltskanzleien standen einfache Bänke, auf denen schlecht gekleidete, in ihre Gedanken versunkene Menschen warteten, deren Probleme sich im Großen und Ganzen auf drei Gruppen von Misslichkeiten verteilten: Probleme mit der Familie, mit Nachbarn oder mit der Staatsmacht.

Eva überlief beim Betreten der Handelskammer immer ein Schauer. Sie empfand Angst, Grusel und Widerwillen in diesen finsternen, unsauberen Korridoren, in denen sich penetrant der Geruch von Urin hielt. Ihr kam das Gebäude wie ein Gefängnis vor, oder wenigstens wie eine Vorstufe, und mit dieser Vermutung lag sie gar nicht so falsch. Die Rolle der Anwälte in jener Zeit war es nämlich nicht, ihre Mandanten vor dem Gefängnis zu bewahren, sondern im besten Falle, ihnen ihr Los ein wenig zu erleichtern, wenn sie bereits dort waren. Ob ein Angeklagter nämlich schuldig oder unschuldig war, das war an höherer Stelle bereits von der Miliz entschieden worden, die faktisch das Land regierte.

Wegen seiner Abkunft von einem vermeintlichen Weiß-

gardisten war Onkel Alexej auf eine schwarze Liste geraten, die es ihm untersagte, seinem erlernten Beruf nachzugehen. So bestritt er seinen Lebensunterhalt, indem er seine Dienste als Maler und Anstreicher anbot oder eben seinen roten Kittel überwarf und mit seiner Liedertafel zu Akkordeonklängen auf abendlichen Festivitäten russische Romanzen und Balladen sang.

In einem der Fotoalben, die sie manchmal zu Hause durchblättern, hatte Eva ein Gruppenbild gesehen, das beim Abschluss des Kollegs von der Klasse ihres Vaters gemacht worden war. Darauf waren junge Männer in modisch-eleganten Anzügen und mit tadellos geschlungenen Krawatten zu sehen, die sich in bohemehafter Pose vor der Kamera aufgebaut hatten. Auf dieser Fotografie stand Onkel Alexej mit lässig in die Tasche seines englischen Sakkos geschobener Hand gleich neben ihrem Vater; hinter den beiden lachte Onkel Robert ins Objektiv. Auf einem anderen Foto waren die drei zu sehen, wie sie – auf dem Kopf elegante Filzhüte – mit energischem Schritt und fliegenden Mantelschößen über den Zaren-Boulevard eilten. Ihr Vater war an seinem schwarzen Schnurrbart zu erkennen, unter dem er dem Straßenfotografen zulächelte. Eva hatte ihren Vater nie so elegant gesehen wie auf diesen alten Fotografien, und schon gar nicht ihre Onkel Alexej und Robert. Sie konnte sich auch nicht daran erinnern, dass ihr Vater einen Schnurrbart getragen hätte. Alle diese Bilder waren vor ihrer Geburt entstanden, aber auch vor jenen Ereignissen, die der Sorglosigkeit der drei jungen Männer ein Ende gesetzt hatten. In der Zeit, an die Eva sich erinnern konnte, kamen die Freunde der Familie mit der Straßenbahn aus entlegenen Stadtvierteln zu ihnen nach Hause, wo es wenigstens immer warm war. Eva wartete ungeduldig auf

diese Besuche und freute sich besonders, wenn Onkel Robert seine Tochter Lisa mitbrachte. Und dann kam meist auch Onkel Jacques mit seinem Töchterchen Lora.

Jacques stellte in diesem Männerquartett eine Ausnahme dar. Er hatte nicht das Kolleg abgeschlossen wie die anderen, hatte in seiner Jugend keine englischen Anzüge und weichen Filzhüte auf Sofias Flaniermeile spazieren getragen; doch das hinderte Evas Vater nicht daran, ihn zu lieben wie einen jüngeren Bruder. Jacques hatte einen Hochschulabschluss als Hüttenbauingenieur gemacht. Und im Gegensatz zu Robert und Alexej hatte er einen festen Arbeitsplatz in einer kleinen Schuhmanufaktur am Stadtrand von Sofia. Obwohl seine Ausbildung nichts mit der Herstellung von Schuhwerk zu tun hatte, hatte man ihm sogar angeboten, den Direktorenposten zu übernehmen. Der Grund für diese vergleichsweise privilegierte Situation lag vermutlich darin, dass er aus dem Arbeiterviertel Jutchbunar stammte, und dass er sich sein Studium durch Kellnern verdienen musste. Überdies hatte er mehrere Male an konspirativen Treffen teilgenommen, die gegen die im Zweiten Weltkrieg mit dem Dritten Reich kollaborierende Regierung gerichtet waren. Anwalt Marinov hatte diese biographischen Details niemals in irgendeiner Weise kommentiert, und sie hatten auch keinerlei Einfluss auf die Freundschaft der vier Männer. Jacques war übrigens schon vor längerer Zeit aus Jutchbunar zunächst in ein Haus mit Hof umgezogen, das seinem Bruder gehörte, und dann in eine kleine Wohnung in einem Mietshaus, das nicht weit von den Marinovs entfernt lag.

Für gewöhnlich trafen sich die Herren samstags. Dann war Evas Glück vollkommen. Denn während sich die vier Männer im Wohnzimmer mit einem Glas heißen Tees mit Cognac

zu leise geführten Gesprächen um den Tisch setzten und die Frauen in der großen Küche etwas zu essen machten, schlossen Eva, Lisa und Lora sich im Schlafzimmer ein, flänzten sich auf die Überdecke des großen Doppelbetts und erzählten einander, was sie in der vergangenen Woche erlebt hatten.

So vergingen Woche um Woche, Monat um Monat – bis auf einmal, irgendwann in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts, das letzte gemeinsame Weihnachtsfest vor der Tür stand.